

Die virtuellen Welten im Netz strahlen auf die reale Welt aus: Menschen verabreden sich über Facebook oder Twitter zu spontanen Aktionen auf Plätzen – sei es, um die größte Schneeballschlacht aller Zeiten in München zu inszenieren oder um gegen ein Großprojekt wie Stutt-

**Die Zukunft des Zusammenlebens**  
gart 21 oder die dritte Startbahn am Flughafen München zu protestieren. Auf einer Tagung in Tutzing geht es an diesem Wochenende um die Zukunft des öffentlichen

Lebens in Zeiten des mobilen Internets. Die ehemalige Stadtbaurätin Christiane Thalgot fordert, mehr öffentliche Räume zur Verfügung zu stellen. Ihre These: Trotz aller sozialen Online-Netzwerke, die gerade junge Leute nutzen, braucht der Mensch die realen Treffpunkte.

## „Das öffentliche Leben geht nicht unter“

Reale Treffpunkte sind wichtiger denn je, sagt Planungsexpertin Christiane Thalgot – trotz des allgegenwärtigen Internets

Wie von unsichtbarer Hand geleitet, schwärmen Dutzende Menschen plötzlich über den Stachus aus, bleiben im Halbkreis stehen und deuten mit dem Zeigefinger Richtung Himmel. Solche Aktionen lassen sich via Facebook, Twitter oder per SMS in Windeseile organisieren – und bringen Passanten ins Staunen oder zum Kopfschütteln. Die neuen Kommunikationstechnologien verändern auch den öffentlichen Raum. In der Evangelischen Akademie Tutzing geht es an diesem Wochenende um die Stadt der Zukunft. Der Münchner Verein „Die Urbanauten“ hat die Tagung mit dem Titel „Die Vermessung des Urbanen 3.0 – zwischen realen und virtuellen öffentlichen Räumen“ initiiert und feiert damit seinen zehnten Geburtstag. Ursprünglich als Debattierclub gegründet organisieren die Urbanauten seit Jahren Aktionen wie etwa den Kulturstrand oder den Corso Leopold. Bei der Tagung ist die frühere Münchner Stadtbaurätin, Christiane Thalgot, mit von der Partie. Sie ist sich sicher, dass öffentliche Räume mehr denn je gebraucht werden.

*Frau Thalgot, mit dem Handy in der Hand verabreden sich Gruppen Gleichgesinnter zu spontanen Aktionen auf Plätzen, Straßen und in Gebäuden. Ist das nur Spielerei oder eine neue Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Raum?*  
Erst mal ist es eine Nutzung des öffentlichen Raums. Man kann sich zwar virtuell zusammenschließen, aber nur im öffentlichen Raum tatsächlich treffen. Früher versammelten sich die Menschen auch, aber unter anderen Voraussetzungen.

*Also ohne vorherige Kommunikation?*  
Es ist noch keine hundert Jahre her, als es weder Fernsehen noch Radio gab. Man hatte das Extrablatt, das wurde ausgerufen. Leute mit ähnlichen Wünschen und Problemen kamen zusammen – denken Sie an die Arbeitssuchenden, die sich an bestimmten Plätzen versammelten. Heute ist nur die Form der Kommunikation eine andere. Das ist ja gerade das Spannende: Die Urbanauten zum Beispiel nutzen den virtuellen Raum ganz intensiv, installieren dann aber einen Sandstrand, an dem sie sich alle real treffen.

*Der amerikanische Soziologe Richard Sennett rechnete Mitte der achtziger Jahre in seinem Werk „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens – Die Tyrannei der Intimität“ mit dem modernen Menschen ab. Entsteht durch Facebook und Twitter vielleicht sogar eine neue öffentliche Gemeinschaft – nur in einem anderen Koordinatensystem?*  
Das sehe ich durchaus so. Gerade das Twittern ist ja eher öffentlich. Das Ge-

fühl für öffentlich und privat ist inzwischen anders, was man auch daran beobachten kann, dass Leute lauthals per Handy ihre private Kommunikation im öffentlichen Raum tätigen. Es gibt andere Regeln, was sich schickt oder nicht schickt. Wir haben die Intimität mehr nach außen verlagert.

*Das öffentliche Leben ist also nicht am Ende?*

An Stuttgart 21 kann man sehen, dass es eine ganz neue Art des öffentlichen Lebens gibt. Die Proteste haben sehr deutlich gezeigt, dass die ganze Klage über den vermeintlichen Untergang des öffentlichen Lebens nicht stimmt, sondern dass es sich andere Wege und Formen

**„Am Handy-Telefonieren zeigt sich: Wir haben die Intimität nach außen verlagert.“**

sucht. Man trifft sich eben nicht mehr mit dem Extrablatt in der Hand und unter einer bimmelnden Glocke am Marktplatz, sondern man verabredet sich anders. Die Ziele sind aber die gleichen geblieben. Man braucht den öffentlichen Raum, um das, was man will, auch nach außen zu tragen.

*Wie können neue Lebensformen im öffentlichen Raum aussehen?*

Ich bin mir sicher, dass wir den öffentlichen Raum stärker nutzen als noch die Generation vor 100 Jahren. Die Familien sind kleiner, es gibt mehr Singles, im Beruf arbeiten wir viel weniger in Gruppen, wir sitzen meist vor dem Computer oder stehen am Band, die großen Treffpunkte in den Arbeitswelten gibt es nicht mehr: Wir sind also für Kommunikation in viel stärkerem Maße auf den öffentlichen Raum angewiesen. Er wird ja auch intensiv für unterschiedliche Aktivitäten genutzt, vom öffentlichen Tangentanz im Hofgarten bis zum Oktoberfest oder zu all den anderen Festivitäten in den Dörfern und Städten.

*Mobiles Internet und GPS-Systeme navigieren den modernen Menschen durch den Dschungel der Großstadt. Wie verändert das die Wahrnehmung von Raum?*

Man will ankommen, und der Weg spielt nicht mehr die Rolle wie früher. Die meisten unserer Vorfahren haben sich kaum mehr als 30 Kilometer weit bewegt. Ich glaube nicht, dass sich die Raumwahrnehmung stark verändert hat, die Leute suchen nur gezielter und schließen den Zufall mehr aus. Vielleicht werden sie eines Tages lernen, dass das ein Mangel ist. Ich finde es interessant, wie manche mit dem Knopf im Ohr und den starren Blick aufs GPS durch die



Debatte in der Blase: Das Kunstwerk „Küchenmonument“ war im Mai 2009 am Münchner Leonrodplatz nicht nur Blickfang für Passanten. Im Innern des Plastikgebildes diskutierten Planer, Architekten und Künstler über die Möglichkeiten von zeitlich begrenzter Architektur im öffentlichen Raum. Foto: Rainer Schlaumann

Stadt marschieren. Wenn sie dann angekommen sind, dann reißen sie Mund und Augen auf und schauen sich den Ort an. Das kann man am Münchner Marienplatz tagtäglich beobachten.

*Welche Lehren muss die Städteplanung aus der Revolution durch das Internet ziehen?*

Wir brauchen mehr öffentlichen Raum und müssen ihn viel gezielter anbieten. Denn die Ansprüche sind gestiegen, weil die Menschen heute nicht mehr im Familienverbund, sondern als Individuen leben. Städteplaner müssen also Orte schaffen, an denen man sich treffen und kennenlernen kann. Das geht mit dem Sandkasten los.

*Wenn es um Nutzungen im öffentlichen Raum geht, gibt es auch schnell sehr realen Ärger, wie das Beispiel „Kulturstrand“ zeigt. Sie waren von 1992 bis 2007 Stadtbaurätin in München. Warum tun sich Politik und Verwaltung so schwer, solche Aktionen als Bereicherung zu verstehen?*

Weil es auch ein Konkurrenzthema ist: Es könnten ja noch sieben weitere Strände kommen. Regeln sind also nötig, und hier ist München sicherlich sehr extrem. Wenn es zu viele Strände gäbe, wäre der öffentliche Raum in Teilen privatisiert – denn auch ein Kulturstrand ist eine Privatisierung auf Zeit. München hat nun einmal relativ wenig ungenutzten öffent-

**„Den Bäcker wollen wir, seinen Lieferwagen nicht – Menschen sind schizophren.“**

lichen Raum, es gibt einfach weniger Platz. Eine Stadt wie Berlin mit großen Brachflächen tut sich da allemal wesentlich leichter.

*Der Streit um Google Street View zeigt, dass viele eine diffuse Angst vor dem Verlust der Privatsphäre umtreibt. Können Sie diese Ängste verstehen?*

Einerseits schon. Auf der anderen Seite bin ich verblüfft, dass Anwohner, so-

bald Luftaufnahmen von ihrem Anwesen angeboten wurden, diese immer gerne gekauft haben. Erstaunlich ist, dass die Menschen erst dann merken, dass ihr Privatleben vermarktet wird, wenn ein Thema wie Google Street View öffentlich diskutiert wird. Die Vermarktung gab es vorher auch schon, und die meisten haben begeistert zugestimmt. Was die Menschen heute irritiert, ist die eindeutige ökonomische Verwertung.

*Oft geben die Kritiker gleichzeitig sehr private Daten preis, in dem sie arglos Verträge für Kundenkarten abschließen oder bei Online-Gewinnspielen mitmachen. Ist das nicht schizophren?*

Wenn man sich mit öffentlichem Raum beschäftigt, begleitet einen diese Schizophrenie ständig. Die Menschen wollen einerseits den kleinen Laden vor der Tür, sie wollen aber nicht den Lieferwagen der Bäckerei frühmorgens hören. Oder sie glauben in puncto Klimaschutz, dass es reicht, eine neue Energiesparlampe zu kaufen, um dann reinen Gewissens in den Urlaub nach Honolulu zu fliegen.

Der Mensch tut sich offensichtlich sehr schwer, sich konsequent zu verhalten.

*Das betrifft auch die virtuelle Welt?*

Die jungen Leute gehen mit den virtuellen Welten selbstverständlich um und ahnen oft nicht die Untiefen, wenn sie sich später zum Beispiel um eine Arbeitsstelle bewerben. Wir Ältere sind etwas kritischer, weil wir die Technik neu erlernen mussten. Wir hinterlassen allerdings auch überall unsere Spuren im Netz und sind dann verblüfft, wenn wir irgendwelche Werbebotschaften kriegen.

Interview: Michael Ruhland



15 Jahre lang war die Architektin Christiane Thalgot Münchens oberste Planerin, im Jahr 2007 verabschiedete sich die Stadtbaurätin in den Ruhestand. Foto: S. Rumpf



## Der Bildschirm als Fenster in die Welt

Jugendliche verbringen einen Großteil ihrer Freizeit vor dem Computer – das muss nicht unbedingt schlecht sein

**München** – Die letzte Unterrichtsstunde ist gerade vorbei. Der Schulgong hat für die Jugendlichen den Nachmittag eingeläutet. Es ist zwischen 13 und 16 Uhr: In den Kinderzimmern fahren die Computer hoch.

Die meisten Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 19 sind mit dem Internet aufgewachsen. Sie gehören zur Gruppe der „Digital Natives“. Die digitalen „Eingeborenen“ gehen davon aus, dass jeder Mensch ein Handy besitzt, auf dem er immer und jederzeit erreichbar ist. Sie wissen, dass die aktuellsten Informationen für ein Referat nicht im Schulbuch, sondern im Online-Lexikon Wikipedia zu finden sind.

Der Bildschirm ist für viele junge Menschen zu einer Art Fenster in die Welt geworden. Während Eltern die Vereinsamung ihrer Kinder befürchten, beweisen Studien, dass Computer und Handy Gerä-

te sind, die den Kontakt untereinander fördern. 90 Prozent der Jugendlichen nutzen das Internet vor allem als Kommunikationsmedium. Soziale Netzwerke wie StudiVZ, MySpace oder Facebook funktionieren wie digitale Schulhöfe.

Beim Marktführer Facebook hat jedes Mitglied eine eigene Profilseite, dort können Hobbys und persönliche Interessen präsentiert werden. Kumpels schreiben sich gegenseitig Kommentare ins Gästebuch, neue Bekanntschaften entstehen. Per Botschaft wird der Facebook-Nutzer daran erinnert, wer gerade Geburtstag hat, wo die Feier stattfindet und welche Freunde ihr Kommen zugesagt haben.

Das Beispiel zeigt, wie heutzutage Vereinbarungen getroffen werden. Ihr Handy nutzen die Jugendlichen nicht mehr nur zum Telefonieren. Sie schreiben spontane Kurznachrichten oder loggen sich während der S-Bahn-Fahrt ins Internet

ein, um zu erfahren: Wer macht gerade was? Wer hat Zeit? Das haben auch die Telefongesellschaften erkannt: Telefonieren in alle Netze wird immer billiger, während die Tarife für SMS- und Web-Dienste immer noch teuer sind. Das Chaten am Computer mit Programmen wie Skype ist umsonst. Ist die im Computer eingebaute Kamera eingeschaltet, kann man sich sogar von Angesicht zu Angesicht unterhalten.

Während das Internet eine immer größere Rolle im Leben von Kindern und Jugendlichen spielt, steht auf der anderen Seite eine Generation digitaler Analphabeten. Für die mag es so aussehen, als würden auf Micro-Bloggingseiten wie Twitter nur läppische Alltagsbeobachtungen ausgetauscht werden. Viel wichtiger ist die Informationsfunktion dieser Dienste. Aktuelle Nachrichten zum Tagesgeschehen sind für junge Leute kein

Gut mehr, das sie sich mit dem Kauf einer Zeitung beschaffen müssen. Wer regelmäßig seine Twitter-Lines verfolgt, wird schon vor 20 Uhr wissen, was die Tagesschau an diesem Tag vermeldet.

Die Jugend ist vernetzt. Das heißt aber nicht, dass sie nicht mehr in der realen Welt zusammenkommt. Die Vorstellung von bleichgesichtigen Kindern vor flimmernden Bildschirmen, denen die Computermaus das Haustier ersetzt, ist übertrieben. Die Mehrzahl der Jugendlichen geht im Sommer immer noch lieber ins Freibad, anstatt daheim Videospiele zu zocken. Sie verabredet sich lieber vor dem Kino, anstatt am Schreibtisch einsam Videoportale aufzurufen. Auch Sport treiben zwei Drittel der Jugendlichen regelmäßig. Gemeinschaft ist den jungen Leuten immer noch wichtiger als alles andere. Auch wenn sie sich im Digitalen organisieren. Anna Kistner

## Macht und Marktplatz

Ein Plädoyer für eine digitale Bürgerrechtsbewegung

*Zum Abschluss der Tagung am Wochenende in Tutzing spricht der jetzt.de-Redaktionsleiter Dirk von Gehlen über die Zukunft des öffentlichen Raums. Unter dem Titel „Digitale Zivilgesellschaft? Stadtpolitik und -kultur von morgen heute im Netz gestalten“ (Sonntag, 9.30 Uhr) befasst sich der Journalist mit dem Web als Öffentlichkeit. Hier stellt er vorab seine zentrale These vor.*

Das Internet ist mehr als ein Medium. Es ist ein Raum: ein Club, eine Bar, ein Restaurant. Es ist ein Ort, an dem viele Menschen sehr viel Zeit verbringen. Sie begeben sich nicht körperlich in diesen Raum, aber sie sind da, treffen Freunde, tauschen sich aus. Das klingt unvorstellbar, ist aber nur eine der Herausforderungen, vor die uns die Digitalisierung stellt. Sie stellt gelernte Muster in Frage und verlangt Veränderungen im Denken: Wenn wir das Internet als Raum denken, dann unterscheidet er sich nicht mehr wirklich von den öffentlichen Plätzen einer Stadt. Menschen treffen sich, tauschen sich aus – in der Stadt wie im Netz. Es wird zu einer Stadt ohne Grenzen, ein urbaner Ort im Digitalen. Dort muss man (wie im Analogen) Regeln aushandeln, man muss den kommerziellen Interessen Grenzen setzen und Grundlagen wie die freie Meinungsäußerung verteidigen. All das erscheint selbstverständlich, wenn man über den Marktplatz oder das Einkaufszentrum spricht. Es ist aber

auch unerlässlich für den digitalen Raum. Vieles verändert sich hier gerade – von der Möglichkeit für jedermann zu publizieren bis zur Art, wie Musik und Medien verbreitet werden.

Diese neue Welt wird nicht einfach so wieder verschwinden, sie ist selbstverständlicher Alltag vieler Menschen und muss gestaltet werden: Sie braucht eine digitale Bürgerrechtsbewegung. Einen Lobby-Verband, der die Interessen der

**Die Nutzer müssen verteidigt werden gegen Betrüger, Konzerne und auch den Staat.**

Nutzer vertritt. So wie der ADAC für die Autofahrer eintritt, müsste dieser Verband das Wohl derjenigen im Sinn haben, die auf der Datenautobahn surfen. Er müsste ihre Anliegen gegen die Wünsche der Konzerne und auch des Staates verteidigen, er müsste ihnen eine Stimme geben und sie vor Betrug schützen.

In den vergangenen Jahren hat diese digitale Bürgerrechtsbewegung Konturen angenommen. Bisher fehlt es ihr aber noch an Bekanntheit und Durchsetzungskraft auch in der Mitte der Gesellschaft. Dort überwiegt noch die Skepsis dem digitalen Raum gegenüber. Dabei wäre es wichtig, diesen wie einen Marktplatz als Ort anzuerkennen, der durch das Engagement aller gewinnt.